

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 2

Artikel: Eine Jugendsünde [Fortsetzung folgt]
Autor: Coppée, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbstentschluß.

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen.
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht,
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen.

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; alles flieht und scheidet.

Herz; vernimmst du diesen Klang
Von den felsentstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär' es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan, und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln auch alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Nikolaus Lenau.

Eine Jugendsünde.

I.

Heinrich Luc bog von der Vorstadt Saint-Jacques, wo er in einer Dachstube hauste, in die Regard-Straße ein, an welcher der Graf von Bindeuil wohnte, und wandte sich dem Luxemburg-Garten zu, den der Monat April schon mit zartem Grün und frischem Glieder geschmückt hatte. Der Wind blies scharf; violette, mit Regenschauern drohende Wolken flogen dahin. Aber zwischen hindurch ließen sie Felsen blauen Himmels schimmern gleich „Engelhöschchen“, wie die guten Leute sie heißen, und die Sonne, welche von Zeit zu Zeit herniederlächelte, war schon lau und verkündete die nahe Ankunft des Frühlings.

Solch klare Morgen, die Freude der alten Bummelr, haben nichts Angenehmes für einen stolzen, armen, schlecht gekleideten jungen Mann, wie Heinrich Luc einer war. An der hellen Sonne schien sein Überrock noch abgetragener, seine Handschuhe schäbiger und der Riß an seinem rechten Stiefel noch leichter sichtbar.

Er sagte sich, daß um den Schritt zu wagen, den er im Begriff stand zu tun, seine äußere Erscheinung kaum schicklich sei — und er fühlte sich mutlos. Der Graf von Bindeuil, an welchen er warm empfohlen war, würde ihn ohne Zweifel für einen Hungerleider, einen liederlichen Gefellen halten und ihn heimschicken.

Dann rappelte er sich auf: Gott, die Sekretärstelle bei ihm wäre doch zu schön! Man denke sich achtzehnhundert Franken für nur einige Stunden Beschäftigung im Tag — das wäre ganz sein Fall gewesen.

Er hätte sich wieder der Arbeit zuwenden, sich zur Universität, zu seinem Examen durchbüffeln können. Jetzt aber stellte er sich vor, wie ihn das Pech weiterhin verfolgen und der gute unverhoffte Fund ihm wegen seiner durchlöchernten Stiefel verloren gehen würde, wie er wieder Privatstunden nachlaufen, sein Griechisch und Latein den Mindestbietenden verkaufen, und was weitaus das Schlimmste wäre, wieder als Nachpauker in ein Pensionat zurückkehren müsse.

Um ein wenig mehr Selbstvertrauen und Zuversicht zu sammeln, stand er einen Augenblick still, zog den nicht zugeklebten Brief des alten Herrn Berthier, seines früheren Professors, der ihn beim Grafen von Bindeuil einführen sollte, aus der Tasche, und las ihn aufmerksam durch:

Paris, den 15. Mai 1874.

Herr Graf und lieber ehemaliger Schüler!

Ich sende Ihnen den jungen Mann zu, von dem ich Ihnen gesprochen habe. Ich halte ihn für einen der begabtesten Menschen, welche je auf den Bänken unseres alten Lyceums Heinrichs des IV. gegessen haben. Er machte seine Studien als Stipendiat, und vor zwei Jahren, nachdem er eben sein Baccalaureats-Examen bestanden, verlor er seine Mutter, eine arme Witwe, die von einer stattlichen Pension leben konnte, welche nun mit ihrem Tode erloschen ist. Hierauf fand sich Heinrich Luc von allen Mitteln entblößt und fristete sein Leben mutig mit Stundengeben, das für niemanden und hauptsächlich nicht für einen jungen Mann lohnend ist. Er ist letzten Winter bei seinem Examen nicht durchgekommen — aber ich bin sicher, daß er diesen Schaden wieder gut machen wird, da er enorm viel weiß. Ich bestärke ihn auch in seiner Absicht, seine Aufnahme in den Lehrkörper der Universität vorzubereiten, was ihm gestatten würde, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Zu diesem Zwecke müßte er für zwei oder drei Jahre eine Stelle bekommen, die ihn nicht sehr in Anspruch nähme, und ihm noch Zeit zu eigener Arbeit

übrig ließe. Als Sie mir seinerzeit sagten, daß Sie einen Sekretär suchen, dachte ich gleich an Heinrich Luc. Ich verbürge mich für seine Intelligenz, seinen Eifer und seine Ehrbarkeit. Sie werden mit ihm zufrieden sein und ihm zugleich einen großen Dienst erweisen.

Der einzige wunde Punkt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit leztthin schon gelenkt habe, ist der Umstand, daß Heinrich Luc, wie heutzutage die meisten jungen Leute, nach den freiesten Grundsätzen erzogen worden ist. Ich füge aber gleich bei, daß er trotz seiner Jugend über viel Takt und Selbstbeherrschung verfügt, und daß er niemals etwas sagen wird, was Ihren Glauben und Ihre Überzeugungen verletzen könnte. Ich weiß auch, daß Ihre Festigkeit nur ihresgleichen findet an Ihrer Duldsamkeit. Der Beweis dafür liegt darin, daß ich selber Freidenker und Republikaner bin, und daß dieser Umstand der Freundschaft, welche Sie Ihrem alten Lehrer entgegenbringen, nie Abbruch getan hat.

An diese Freundschaft wende ich mich, um Sie zu bitten, dem natürlichen Wunsche, einen Sekretär zu wählen, der Ihre politischen und religiösen Ansichten teilt, zu widerstehen, und meinen Schützling vorzuziehen, den ich, ich wiederhole es, als einen überlegenen Geist, einen jungen Mann betrachte, dem eine große Zukunft bevorsteht. Übrigens muß ich mich selbst darob tadeln, den Ansichten, oder richtiger gesagt, den Bestrebungen eines neunzehnjährigen Jünglings so viel Bedeutung beizumessen. Von meinem Standpunkt aus müßte ich eher befürchten, daß er sie ändere, wenn er unter den Einfluß Ihrer Geistesrichtung zu stehen kommt. Denn — ich bekenne es aufrichtig — die Wahrnehmung Ihrer christlichen Tätigkeit und Ihrer so treuen und uneigennütigen Hingebung an die royalistische Sache wird meinen jungen Freund nur mit Hochachtung und Bewunderung erfüllen können.

Genehmigen Sie, Herr Graf und lieber ehemaliger Schüler den Ausdruck meiner vollkommenen Ergebenheit.

L. Berthier,

Professor der Rhetorik am Lyceum Heinrichs IV.

Ermutigt durch die warm und doch flug verfaßte Empfehlung, setzte Heinrich Luc den Weg fort und erreichte bald die Regardstraße.

Nun stand er vor einem prächtigen Hotel im schweren prunkhaften Stil des Großen Jahrhunderts. Aber als er die monumentale Pforte durchschritt, begann seine Angstlichkeit zu wachsen. In diesem fürstlichen Gebäude bewohnte Graf von Bendeuil als Mieter nur einen sehr bescheidenen Teil, der über dem Wagenschuppen lag und zu dem man nur auf einer engen und steilen Treppe gelangen konnte.

Die vier in einer Flucht liegenden kleinen, niedern und unbequemen Zimmer seiner Wohnung hatten wenigstens einen Reiz: Alle Fenster gingen auf einen mit alten Ulmen bepflanzten Garten hinaus, in denen die Ringeltauben nisteten.

Als Luc die Glocke zog, erschien ein Diener mit soldatischem Schnurrbart, öffnete sofort und sobald der junge Mann seinen Namen genannt hatte, führte er ihn durch ein Vorzimmer und einen Speisesaal, die beide einem Kleinbürger alle Ehre gemacht hätten, und begleitete ihn in ein drittes Zimmer, wo ihn der Herr selbst empfing.

Mit giftig grünen Tapeten ausgeschlagen, mit Fachschränken und Pappschachteln überstellt, hätte das Kabinett des Grafen von Vindeuil auf den ersten Blick leicht an die Höhle eines Wucherers erinnern können. Aber dieser Eindruck wurde bald verwischt, wenn man die beiden schönen Kupferstiche an der Wand sah — Portraits des Papstes Pius IX. und des Grafen von Chambord, jedes mit einer kostbaren, eigenhändigen Unterschrift — und den aus Holz geschnittenen Christuskopf mit schmerzvollem Ausdruck, einem spanischen Meisterwerk aus dem 16. Jahrhundert, der über dem Kamin hing. Das ganze Zimmer war aber von einem feinen Wohlgeruch erfüllt, der offenbar von einer edlen Zigarre herrührte.

Bei Heinrichs Eintritt erhob sich Herr von Vindeuil, der rauchend schrieb, und nachdem er einen der Lehnstühle, auf dem ganze Aktenstöße lagen, freigemacht hatte, sagte er zu ihm:

„Sie sind ohne Zweifel der junge Mann, den mir Herr Berthier zugeschiebt hat?“

„Das bin ich“, antwortete der Student, indem er seinen Empfehlungsbrief übergab.

Der Graf wies ihm mit höflicher Geberde den freigewordenen Sitz an, setzte sich seinerseits, und während er las, konnte ihn Luc mit Muße betrachten.

Was ihn zunächst an dem Grafen, der erst fünfundvierzig Jahre zählte, überraschte, war seine außergewöhnliche Magerkeit und seine hoch aufgeschossene Gestalt. Der überaus kleine Kopf, die sehr schmale Brust, der schon etwas gewölbte Rücken, die zu langen Arme und Beine gaben ihm etwas Spinnenartiges und Schlotteriges. Nach dieser ersten Überraschung jedoch und obschon Herr von Vindeuil seine Kleider bis auf den Faden austrug und in seinem Knopfloch die Rosette von der Ehrenlegion vergilben ließ, wurde man an ihm bald den Mann von Abstammung, den Aristokraten gewahr.

Seine Hauspantoffeln konnten die elegante Form seiner kleinen Füße nicht ganz verdecken. Und obschon seine Hände mit den dünnen, fast durchscheinenden Fingern aus Manschetten hervorschauten, deren Reinlichkeit zweifelhaft war, so entzückten sie dennoch. Besonders aber besaß das Antlitz einen bezaubernden Ausdruck von Energie und Güte.

Seine welken Augenlider zeugten nur von einem gewissen Alter und von vergossenen Tränen, denn Herr von Vindeuil hatte unsäglich gelitten.

Indem er ihn still betrachtete, fühlte Heinrich Luc, wie sein junger,

bissiger Demokratenstolz hinschwand; er stand eben wirklich vor dem Manne, dessen wunderbares Leben Berthier ihm erzählt hatte.

Da er durch seine Abstammung und die Verbindungen seiner Familie dem ältesten Adel Frankreichs angehörte, hatte Graf von Vindeuil in seinen Jünglingsjahren bei den Afrikanischen Jägern gedient, und zwar mit Auszeichnung.

Dann hatte er geheiratet, um seine Entlassung als Lieutenant gebeten und war Vater zweier Töchter geworden. Im Jahre 1870 hatte er das Kommando eines Bataillons übernommen, sich wie ein Held geschlagen und am Abend bei der Schlacht bei Mans, wo er zweimal schwer verwundet worden war, hatte General Chanzy ihm das Ehrenkreuz in die Ambulanz gebracht. Als er sich dann nach dem Kriege auf sein väterliches Erbe in der Grafschaft Berry zurückgezogen hatte, war er von einer schrecklichen Katastrophe heimgesucht worden. Seine beiden Töchter, die beide Lungenschwindsüchtig waren, starben rasch nacheinander und seine Gattin, die den Keim der gleichen unerbittlichen Krankheit in sich trug, folgte ihnen bald nach. Herr von Vindeuil war immer wahrhaft fromm gewesen, was ihn vor der Verzweiflung rettete und ihm, um die Leere seines Daseins auszufüllen, einen Entschluß nahe legte, der eines Christen würdig war.

Indem er seinen väterlichen Boden und das Schloß seiner Familie, das von nun an den Gespenstern preisgegeben war, verließ, kam er nach Paris, wo er sicher war, mehr Elend als anderswo zu finden. Er richtete sich hier sehr bescheiden ein und widmete seine ganze Tätigkeit und sein ganzes beträchtliches Einkommen den Armen, den Kranken, und besonders den Lungenschwindsüchtigen.

Wie sich der alte Professor der Rhetorik in seiner energischen Weise auszudrücken liebte, „stürzte“ sich Graf von Vindeuil in die Wohltätigkeit.

Er trat in alle wohltätigen Vereine ein, auch in die nichtkirchlichen, und wurde in denselben das eifrigste Mitglied, obschon er anderseits durch seine persönlichen guten Werke genugsam in Anspruch genommen war. Jeden Morgen von 8—10 und jeden Nachmittag von 4—6 Uhr drängten sich in seiner engen Wohnung an der Regardstraße Priester, Nonnen und Bettler jeder Art. Während der übrigen Zeit lief Herr von Vindeuil durch die Stadt, um seine bedürftigen und leidenden Freunde zu besuchen. Er kletterte die vielen Stockwerke, selbst in die Mansarden hinauf, wo er sich erst am Bette der Kranken etwas Ruhe gönnte. Da er mit seinem Vermögen sparsam bis zum Geiz umging, seitdem er es den Unglücklichen gewidmet hatte, versagte er sich sogar die Auslage für eine Kutsche, und auf den Straßen sah man seine lange Gestalt nur noch, wie sie, immer geschäftig, den Regenschirm unter dem Arm, den Fußsteigen entlang eilte oder in die Tramwagen hineinsprang. Für jede seiner Mahlzeiten bewilligte er sich nur noch eine Viertelstunde. Und was für Mahlzeiten waren es! Immer kalt

aufgetragen, immer verspätet. Infolge seines Wohltätigkeitsfiebers und seiner großherzigen Auauferei war er, das ehemalige Klubmitglied und der Ex-Salonlöwe, bereits dabei angelangt, seine äußere Erscheinung vollständig zu vernachlässigen. Aber er behielt trotz seines alten Hutes und seines an den Ellenbogen fadenscheinigen Gehrockes, sein vornehmes Aussehen und die ausgesucht höfliche Geberde, mit welcher der hochgewachsene und an den Regentagen bis an den Hals mit Rot bespritzte Herr im Omnibus das Fahrgeld seiner Nachbarn dem Kondukteur weitergab, verriet sofort den Mann seiner Abstammung und hoher Gesellschaft. Der einzige Luxus, auf den er nicht verzichtet hatte, waren seine vorzüglichen Zigarren, denn er war immer ein großer und wählerischer Raucher gewesen. Abgesehen vom Schlafe hatte er keine Ruhestunden außer denjenigen, welche er jeden Sonntag im Saint-Sulpice zubrachte, wo er dem Hochamt und der Vesper aus frommem Herzen heraus beistand. Sogar während der Hundstage verließ er Paris, wo ihn seine Kundschaft zurückhielt, nicht, und gestattete sich nur alle zwei Jahre eine Abwesenheit von einigen Tagen, um seiner alten Gewohnheit gemäß dem Grafen von Chambord in Frohsdorf seine Huldigung darzubringen.

So verlief das vornehme Dasein dieses vollkommenen Edelmannes und heldenhaften Soldaten, der wie ein Heiliger sein Leben beschloß.

Nachdem er Herrn Berthiers Brief gelesen hatte, warf der Graf ihn auf seinen Schreibtisch; er drehte seinen Lehnstuhl seinem Besucher zu, legte seine unendlichen Beine übereinander, die ihm beständig im Weg zu sein schienen, und lächelte Heinrich Luc wohlwollend zu.

„Gut, mein Lieber!“ sagte er mit schöner, freimütiger Stimme, „es ist abgemacht und Sie sind mein Sekretär. Die Empfehlung meines lieben alten Lehrers ist für mich durchaus bestimmend, denn obschon wir nicht dieselben Überzeugungen haben, halte ich ihn für einen rechtschaffenen Mann in der kräftigsten und schönsten Bedeutung des Wortes, für einen goldenen Mann, und die Achtung, welche Sie ihm eingeflößt haben, sichert Ihnen zum voraus die meinige. . . . Sie können morgen früh Ihren Dienst antreten.“

Da über das Angesicht des jungen Mannes ein glückliches Lächeln glitt, rieb auch Herr von Vindeuil sein Hände mit Genugtuung.

„Sie sind“, fuhr er fort, „in den modernen Anschauungen erzogen worden. Wenn es Ihnen recht ist, so werden wir die politischen und religiösen Fragen in unsern Gesprächen nie berühren. Sie werden bald sehen, daß wir beide Besseres zu tun haben als Bekehrungsversuche zu machen. . . . Übrigens, wissen Sie, unter welchen Bedingungen Sie bei mir eintreten? . . . Sie sind damit einverstanden? . . . Sehr schön! . . . So können wir denn von Ihren Pflichten sprechen. . . Zunächst, fügte er hinzu, indem er seinen Blick ein wenig beschämt in seine Umgebung spazieren ließ, möchte ich Sie bitten, dieses Chaos hier zu ordnen. . . . Ach, Sie armer, junger Mann,

Sie werden Staub zu schlucken haben! . . . Gerade die Unordnung unter diesen Papieren hat mich bestimmt, einen Gehilfen zu nehmen . . . Ich zögerte lange. Das Wenige, was ich Ihnen als Entschädigung anbieten kann — und ich bitte um Entschuldigung — ist eben doch eine Auslage, und ich habe so viele Leute zufrieden zu stellen. . . . Lange Zeit habe ich die ganze Geschichte hier selbst verwaltet. . . . Aber ich sehe ein, daß ich nicht mehr nachkomme. Ich habe zu viel Gänge zu machen. . . . Und dann ist die Ordnung, die Einreihung, ich muß es zugeben, wirklich nicht meine Stärke. . . . Jeden Morgen, während ich meine Besuche empfangen, haben Sie die Korrespondenz zu besorgen und über unsere Almosen Buch zu führen. . . . O, haben Sie keine Angst, ich weiß, daß Sie für sich selbst zu arbeiten haben, und ich werde sie nicht überlasten. . . . Wahrhaftig, mein Lieber, Sie werden mir äußerst nützlich sein.“

Herr von Vindeuil legte so viel Gutmütigkeit in seine Worte, zeigte so viel entzückende Schamhaftigkeit, als er genötigt war, auf seine guten Werke anzuspielden, daß Heinrich Luc, dessen Temperament nicht gerade rührsam war, innerlich doch sehr bewegt wurde.

„Herr Graf,“ antwortete er mit Wärme, „ich bin es, der Ihnen zu Dank verpflichtet ist. Das Einkommen, das Sie mir anbieten, ist bescheiden, aber hinreichend. Es erlaubt mir, meine Studien fortzusetzen und meine Zukunft vorzubereiten. . . . Ich werde das nie vergessen. . . . Was sodann die Arbeit anbetrifft, von der Sie mir einen bescheidenen Teil anvertrauen wollen, so weiß ich zum voraus, wie interessant sie ist. Nicht wahr, es handelt sich um die Verteilung Ihrer Almosen. . . . Herr Berthier hat mich nicht im Unklaren gelassen, daß Ihre Wohltätigkeit“ Allein bei diesem Worte erhob sich Herr von Vindeuil rasch und unterbrach Heinrich Luc:

„Sprechen wir nicht davon. . . . Wir verstehen einander, das ist die Hauptsache. . . . Nun aber, junger Freund, bin ich genötigt, Sie zu entlassen, denn ich habe noch nicht gefrühstückt und ich sollte vor Mittag ganz oben in der Willette sein. Auf morgen also, ich zähle auf Sie. Und noch einmal, machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie gehörig Staub schlucken müssen.“

II.

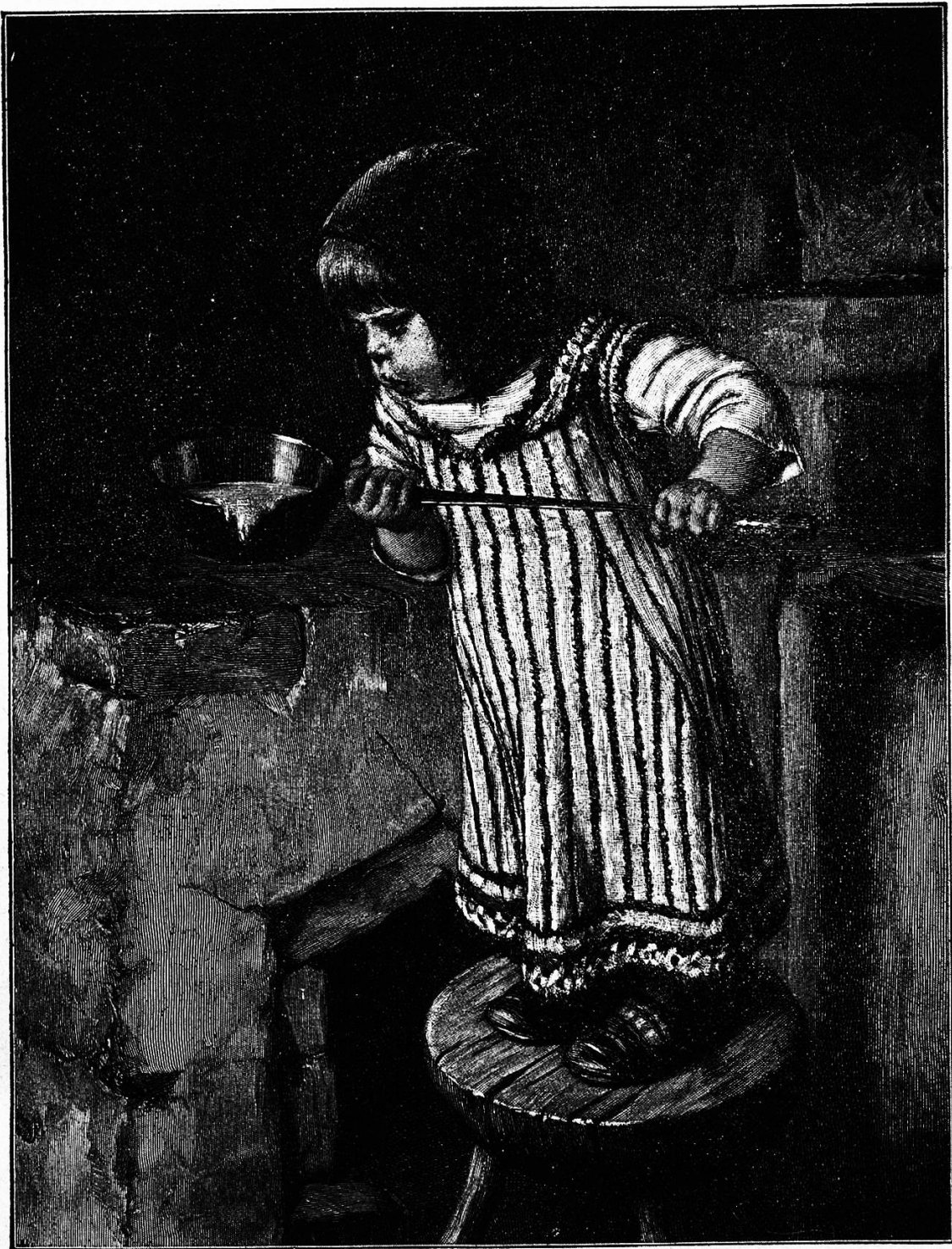
Die Kindheit und die ersten Jahre seiner Jugend waren für Heinrich Luc außergewöhnlich hart gewesen. Am Lyceum hatte er eine Freistelle und schnappte alle Preise vorweg; dafür konnte er aber auch die ganze Woche hindurch an fünfzig Rappen herumhungern. Seine Mutter, eine energische Frau, erschien nie im Besuchszimmer; sie wollte ihre abgeschossene, ärmliche Trauerkleidung nicht mit den ausgesuchten Toiletten der übrigen Besucherinnen vergleichen lassen. Während der Ferien blieb er bei ihr in Paris in der kleinen, reinlichen aber düsteren Wohnung, welche sie ganz hinten in Baugirard besaß, und verbrachte den ganzen Tag über seinen

Büchern gerade wie im Lyceum. Fleißig und gescheidt wie er war, hatte er die dritte Klasse überspringen und trotzdem sehr bald den ersten Rang in der neuen Klasse einholen können. Die Professoren machten ein großes Wesen aus Heinrich Luc, aber seine Kameraden hatten ihn wegen seiner Verschlossenheit und Schweigsamkeit nicht besonders gerne. Im allgemeinen legt man zu viel Wert auf den Wettstreit unter den Schülern. Bei gewissen Naturen entwickelt er den Ehrgeiz und den Stolz in gefährlicher Weise. Mit siebzehn Jahren schon Waise, stand Heinrich allein in der Welt, mit einem Diplom in der Tasche. Er nahm den Kampf mit dem Leben kühl und tapfer auf. Indem er dem Knurren seines Magens Schweigen auferlegte, wurde er bald ein fleißiger Leser in den öffentlichen Bibliotheken, stopfte sich den Kopf voll mit den Lehren, welche seiner instinktiven Verachtung der Menschen und seiner Hoffnung auf Rache an der verlotterten Gesellschaft schmeichelten. Als Kind hatte er seine Gebete nur mechanisch verrichtet; mit achtzehn Jahren räumte er mit dem Gottesglauben gründlich auf. Auf politischem Gebiete träumte er leidenschaftlich von einem Gesetzeszustande, der von unserer lächerlichen Demokratie, in der niemand etwas durch sein eigenes Verdienst, seinen persönlichen Wert zu erreichen vermag, sehr verschieden war; sich selber aber gestand er, wie alle Ehrgeizigen, das Recht zu, die Gewalt zu mißbrauchen. Als er nun beim Licentiaten-Examen, übrigens unverdientermaßen, durchfiel, war ihm das sehr peinlich und verbitterte ihn. Entmutigt, ließ er im Arbeiten nach, und in den Mußestunden erwachte das leidenschaftliche Verlangen des jungen Mannes mehr und mehr in ihm; denn, obschon er kühlen Geistes und trockenen Herzens war, besaß er ein feuriges Temperament.

Um jene Zeit empfahl ihn sein ehemaliger Lehrer der Rhetorik, der ihn außerordentlich schätzte, und mit welchem er in Verbindung geblieben war, dem Grafen von Vindeuil, und wurde er dessen Sekretär.

Er brachte mehr oder weniger feindselige Gefühle mit, aber sie wurden durch die Milde und das Wohlwollen bald etwas besänftigt.

Um 8 Uhr morgens fand sich Heinrich Luc jeweilen in der Wohnung des Grafen ein, wo er im Speisezimmer sich einen Arbeitstisch herrichtete. Jeden Augenblick aber, wenn er etwa ein Register oder eine Schachtel an ihren Platz zurückzulegen hatte, kam er in das Arbeitszimmer des Grafen, der die Thüre offen stehen ließ, und der seinem Sekretär ein für allemal erklärt hatte, sich in der Wohnung frei zu bewegen, ohne sich sogar um die Besucher zu kümmern. Diese waren zahlreich, und Kaspar, der Kammerdiener — ein wackerer Bursche, der Herrn von Vindeuil während des Krieges als Ordonnanz gedient hatte — ließ sie im Vorzimmer auf zwei abgenutzten Bänken Platz nehmen, und führte sie einen nach dem andern in unerbittlicher Reihenfolge herein. Auf die beiden Häuben eines Nonnenpaares folgte die Rutte eines Mönchs oder die Soutane eines Pfarrers. Frauen mit reinen, weißen Leinen-



Vorwitzig. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.

hauben wechselten ab mit Greisen in fadenscheinigen Kleidern. Oft kamen auch arme Mütter, die von einem blassen Knaben oder einem schwächlichen Mädchen begleitet waren. Allen schenkte Herr von Vindeuil ein kurzes Gehör, das immer mit einem leisen Klingeln von Gold- oder Silberstücken schloß. Übrigens gaben die Papiere, welche Heinrich zu ordnen hatte, ihm unaufhörlich neue Beweise von all dem Guten, das der Graf tat. Da war zunächst die Korrespondenz mit den Spitälern, den Asylen, den Wohltätigkeitsanstalten, den Patronatsvereinen und wie die barmherzigen Institute alle heißen; dann kamen die unzähligen Briefe, welche seine Aufmerksamkeit auf besondere Unglücksfälle lenkten, alle mit einer Notiz von seiner eigenen Hand versehen, die bewies, daß er sich persönlich auf den ersten Ruf zu den armen Leuten, die ihm bezeichnet wurden, begeben, und ihnen die dringendste Hilfe gebracht hatte. Endlich kam der Vorschlag über seine Spenden, der allerdings sehr einfach gehalten war, aber dennoch feststellen ließ, daß Herr von Vindeuil von seinen fünfzigtausend Franken Jahresrente kaum ein Behntel für seine persönlichen Ausgaben brauchte. Diese unererschöpfliche Güte, die sich beständig vor seinen Augen betätigte, nötigte Heinrich Luc Achtung und sogar Bewunderung ab, obwohl er als Materialist gegen dieses Gefühl ankämpfte, und gerne die musterhafte Lebensführung dieses Aristokraten und dessen christliche Handlungen etwas herabgesetzt hätte.

„Da macht mir niemand etwas anderes weiß“, sagte sich der junge Zweifler manchmal; „wenn Herr von Vindeuil sich bei einer Jahresrente von fünfzigtausend Franken mit dem Aufwand eines Kochs begnügt, und lebt wie ein Lump, so geschieht es nur, um sich zum voraus und alljährlich für fünf- undvierzigtausend Franken ein Stückchen Paradies zu erkaufen. Nach meiner Ansicht sind diese Wohltaten nichts anderes als eine Kapitalanlage für die Zukunft der Seele, große Ausschüttungen zu Gunsten einer Versicherungsgesellschaft für das ewige Leben. Das schmälert sein Verdienst doch ordentlich, und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, verwandelt sich seine Wohltätigkeit in eitel Klugheit und weise Sparsamkeit. Für einen Frommen, der überzeugt ist, daß es nichts Köstlicheres gibt, als den ewigen Vater von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ist das alles kein Opfer. Und wenn ich der Beichtiger des Herrn von Vindeuil wäre, so würde ich ihn gar beschwören, auf seine Zigarren, das Stück zu 75 Cts., zu verzichten, die ihm sicherlich einige Jahre Segfeuer zuziehen.“

Durch solche und ähnliche Scheingründe und spöttische Betrachtungsweise suchte Heinrich Luc der Zuneigung zu widerstehen, die angesichts der Tugenden des Grafen ihn gegen seinen Willen überkamen. Wie gerne hätte er an dessen Makellosigkeit einen Flecken, an seiner Vollkommenheit einen Fehler entdeckt!

Eines Morgens fand er das Vorzimmer mit Wittstellern überfüllt und

Kaspar, der Kammerdiener, sagte zu dem jungen Manne, als er im Speisezimmer mit ihm allein war:

„Der Herr Graf ist wirklich unvernünftig . . . er ist diese Nacht wieder nicht zu Bette gewesen.“

„Aha, Herr von Windeuil hat die Nacht auswärts zugebracht! Und er tut das häufig!“

Diese Erwägung verschaffte Heinrich Luc eine gewisse Genugtuung. Oh, oh! Der wohlthätige Mann verbringt seine Nächte auswärts. Er hat also gerade, wie alle andern Menschen seine lebenswürdigen Schwächen! Nicht übel! Wenn man halt den Frommen die Larve abzieht, kommt der Heuchler zum Vorschein.

Das plötzliche Erscheinen des Herrn von Windeuil, an dem er die umränderten Augen, die zerknitterte Wäsche, und eine unordentlich geschlungene Halsbinde wahrnahm, unterbrach Heinrichs stille Betrachtung.

„Er sieht etwas mitgenommen aus, der Herr Graf“, sagte er sich.

Aber dieser nahm ihn sofort in sein Arbeitszimmer hinüber.

„Guten Tag, mein Lieber . . . kommen Sie mit mir schnell, schnell.“

Und indem er in seinem Schreibtisch, an welchem er wie ein Gewohnheitsverschwender niemals den Schlüssel abnahm, eine Schublade zog, sagte er wie verstört zu Heinrich:

„Nehmen Sie diese drei Goldstücke und eilen Sie so schnell wie möglich zu Frau Guillot in der Buttergasse . . . ihr Sohn, ein reizender Knabe von fünfzehn Jahren, ist vor einer Stunde in meinen Armen gestorben . . . ach, diese schreckliche Lungenschwindsucht! . . . Ich habe die Nacht am Bette des armen Jungen zugebracht und für ihn gebetet . . . Die Mutter ist wahnsinnig vor Schmerz . . . und dazu in einem Elend! . . . Gehen Sie schnell, mein Lieber, und sagen Sie im Vorbeigehen Kaspar, er solle die Armenschwwestern hereinführen, die heute zuerst angekommen sind und deren Zeit so kostbar ist.“

So also trieb sich Herr von Windeuil herum.

Ein anderes Mal war Heinrich Luc überrascht, als die Wohnung nicht wie gewöhnlich durch den bekannten, bläulichen Dunst verdunkelt war. Als bald übergab ihm denn auch der Graf eine Kiste Zigarren, die kaum angegriffen war. —

„Nehmen Sie sie heute noch mit“, rief der würdige Mann mit tragikomischer Festigkeit. „Fort, damit ich sie nicht mehr sehe! . . . Ich wäre am Ende fähig, der Versuchung nachzugeben, und ich habe bei meiner Ehre geschworen, nicht mehr zu rauchen.“

„Sie, Herr Graf?“ fragte Luc erstaunt.

„Ja, ja, schaffen Sie sie weg . . . Sie rauchen nicht, ich weiß es wohl; allein das hat nichts zu sagen. Sie sind dann für Ihre Kameraden . . . was mich anbetrifft, werde ich in meinem Leben nie mehr eine Savanna anzünden

— ich habe es mir gestern bei dieser unglücklichen Frau im Heiligtum meines Herzens versprochen . . . stellen Sie sich eine Witwe vor, mit zwei unerzogenen Knaben, die nichts zum Leben hat als das, was sie mit dem Nähen von Säcken vom frühen Morgen bis zum späten Abend verdient . . . fünfundsiebzig Centimes! . . . Genau, was eine solche Zigarre kostet . . . und ich pflegte täglich fünf, sechs, manchmal noch mehr zu rauchen! . . . Schaffen Sie sie fort! Und ich schwöre Ihnen, man soll hier keine mehr zu sehen bekommen.“

Ein leidenschaftlicher Raucher wie er! sagte sich der junge Mann, bei Gott, das ist ein Stück Heldentum . . . aber was, er wird es nicht halten können. Und dennoch, nachdem Herr von Vindeuil zwei Wochen hindurch wirkliche Qualen ausgestanden und mit der Zunge gelehzt hatte wie ein Verdurstender, gelang es ihm, seine alte Gewohnheit niederzukämpfen und den Armen endgültig sein letztes Vergnügen zu opfern.

So fühlte denn Heinrich Luc Tag für Tag mehr, wie seine übelwollenden Vorurteile gegen den „Patron“, wie er ihn nannte, schwanden, und wie sein Herz sich der väterlichen, liebevollen Haltung desselben erschloß, als in dem Leben des jungen Mannes eine Krisis eintrat.

Dank seiner Anstellung als Sekretär und der Erteilung von Stunden, die ordentlich bezahlt wurden, hatte er Mittel genug, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Weniger verbissen, seitdem er nicht mehr so arm war, mied er es nicht mehr, wie ehemals, mit Studenten, die er noch vom Gymnasium her kannte, zusammenzutreffen, sondern knüpfte vielmehr die abgebrochenen Freundschaftsbande wieder an, und suchte sie in ihren Kaffeehäusern und Vergnügungslökalen wieder auf. Die meisten gehörten wohlhabenden Familien an, hatten immer einige Taler in der Tasche und machten ohne Gewissensbisse Schulden. Zu stolz, um bei ihnen eine untergeordnete Rolle oder gar den Schmarotzer zu spielen, gab Heinrich Luc oft an einem Abend den ganzen Verdienst einer Woche aus. Das machte ihm nicht viel Kopfzerbrechen. Er beschränkte sich an den darauffolgenden Tagen einfach auf das Allernotwendigste. Allein bald wurden die Dinge schlimmer. Aus Ehrgeiz oder vielmehr aus Eigenliebe wollte Heinrich Luc nicht hinter seinen Kameraden zurückstehen, gab mehr aus, als er einnahm, und stürzte sich so in Schulden, daß er in arge Verlegenheit geriet.

Dann wollte auch seine Jugend, die sich nach den Jahren des Elends und der Entbehrungen, die er durchgemacht hatte, in ihm aufbäumte, ihre Rechte haben.

Die jungen Leute um ihn herum hatten mit ihren zwanzig Jahren auch ihre Begierden und Gelüste; so bildeten sie für ihn ein beständiges schlechtes Beispiel, eine aufregende Versuchung. Wohl konnte er im Café, wo er die meisten Abende mit seinen Freunden zubachte, vor allen glänzen, da er der bestunterrichtete und intelligenteste der ganzen Schar war. Aber wenn es sich darum handelte, bei Bullier einzufehren, um hernach Arm in Arm mit Per-

ionen vom andern Geschlechte herauszukommen, und dem Abend in den „Salen“ mit Champagnerpfropfen die Krone aufzusetzen, konnte Heinrich Luc doch nicht recht mitmachen, und gekränkt, gedemütigt und mit ungestillten Wünschen im Herzen zog er sich in seine Dachkammer zurück und überließ sich den schlimmsten Eingebungen des Neids und des Hasses gegen die Reichen und die Glücklichen.

Wenn er dann am Morgen nach solchen Abenden im Arbeitszimmer des Grafen Papiere zu ordnen hatte, und sah, wie dieser mit vollen Händen Gold und Banknoten aus seiner Schublade herausnahm, um Almosen zu spenden, wurde Heinrich von einer Art Wut ergriffen.

„Und den sollte ich bewundern!“ dachte er bei sich. „Weshalb? Weil er die Mittel hat, nach seinem Geschmack zu leben. Die Tugend ist nichts als ein bedeutungsloses Wort. Die Wahrheit ist, daß der Mensch sein Glück zu erreichen sucht, wie er kann, daß er es nimmt, wo er es findet, und daß derjenige, der ein Stückchen aufschnappt, gleichviel wo und wie, eben ein Bevorzugter ist . . . Der Patron ist ein Egoist, das ist er wahrhaftig . . . Keine Rede davon, daß er es je bemerkte, wie ich vor Langerweile verschmachte, wie ich vor Enthalttsamkeit verhungere, und daß er mir eine Handvoll Goldstücke gäbe, und zu mir sagte: „Geh, und mach dich lustig!“ Dann könnte ich ihn bewundern! . . . Ach was!“

Und Heinrich Luc fuhr tapfer fort im Schuldenmachen. Schon hatte er bei all seinen Kameraden beträchtliche Summen entlehnt, hatte er von allen Mitteln Gebrauch gemacht, sich Geld zu verschaffen. Die kleinen Wucherer, die er anging, antworteten auf seine Bitten nur noch mit Achselzucken, und seine Unterschrift galt bei den Buchhändlern, bei denen er auf Abzahlung kaufen wollte, nichts mehr. Und doch wollte er nicht den Bettler spielen.

Als ihn sein intimster Freund eines Abends um ein Darlehen ersuchte, mit dem Versprechen, es ihm in kürzester Zeit zurückzuerstatten, versprach er ihm Hilfe, obschon er selber nichts mehr zu verzehren hatte.

Als er am Morgen aufs Bureau kam und mechanisch seiner Arbeit oblag, sagte der Graf, nachdem er seinen letzten Besucher entlassen hatte, zu ihm:

„Mein lieber Luc, ich kann heute ausnahmsweise nicht zu Hause frühstücken . . . Bevor Sie sich selber hinwegbegeben, wollen Sie doch die beiden Briefe beantworten, die ich auf meinem Schreibtisch habe liegen lassen.“

Nachdem sich der Graf entfernt hatte, begab sich Heinrich auf das Arbeitszimmer desselben, um die beiden Briefe zu holen. Nachlässig wie immer hatte Herr von Vindeuil seine Almosenschublade offen stehen lassen, und der junge Mann sah darin die Goldstücke blinken. Er wußte aus Erfahrung, daß der Patron keine genaue Rechnung führte und sich in den Zahlen leicht irrte . . . Die Versuchung war da.

Die schreckliche Begierde trieb ihm ungestüm das Blut ins Gehirn, und

das Herz schlug ihm in mächtigen Stößen. „Ach was, ich pfeif' auf die Ehrlichkeit! Ist ein zerbrechliches Ding!“

Heinrich war der Sohn sehr ehrbarer Leute und war von einer rechtschaffenen und stolzen Mutter erzogen worden; er selber hatte bis zu diesem Tage in Geldangelegenheiten peinliche Gewissenhaftigkeit beobachtet.

Aber was! Nun sollte er verzichten auf die Freuden der Jugend? Sollte er der Freundschaft nicht auch einmal ein kleines Opfer bringen dürfen! . . . In wenigen Tagen würde er das entwendete Geld, besser gesagt, das bei dem reichen Rautz geliehene Geld wieder an Ort und Stelle legen! Der Graf würde überhaupt von der Sache nichts merken! . . .

Er entnahm der Schublade drei Goldstücke und brachte sie seinem Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensmut.

Es wird erzählt, Alphonse Daudet habe einem seiner Söhne einen Ring gegeben, in welchen folgende Worte eingraviert waren: „Memento vivere.“ (Erinnere dich, daß du leben sollst.) Das ist das Motto eines tapferen Optimismus.

Die Pessimisten werden der Ansicht sein, daß es nicht nötig sei, uns daran zu erinnern, daß wir leben sollen; die Last des Daseins scheint ihnen nur zu gegenwärtig und schwer.

Das Leben seufzend ertragen, heißt nicht leben. Es soll tätig und fröhlich sein. Es ist so kurz, daß es schade ist, nur ein paar Augenblicke davon in Traurigkeit, die peinlich für uns und unangenehm für die andern ist, zu verbringen. Indem wir uns traurigen Gefühlen hingeben, verschleudern wir das kleine Glückskapital, dessen wir uns in dieser Welt erfreuen könnten. Das Beste wäre, mit Montaigne von der Traurigkeit sagen zu können: „Ich gehöre zu denen, welche von dieser Leidenschaft, die ich weder liebe noch achte, kaum geplagt werden.“

Er sagt auch, er habe nie Sorgen gehabt, die er mit einer Viertelstunde guter Lektüre nicht hätte zerstreuen können!

Es ist allerdings wahr, daß nicht jedermann diese geistige Gesundheit besitzt, und die, welche im Leben hart durchmüssen, werden in dieser Aufforderung, das Leben von der heiteren Seite zu nehmen, eine grausame Ironie herauslesen. Es ist in der Tat unmöglich, diese Lebensfreude zu finden, wenn wir sie in den Erlebnissen suchen. Sogar die Begünstigtesten werden in ihrer Existenz nur einige kurze Perioden lichten, von der Mitwirkung der Umstände herbeigeführten Glückes finden; dieses Glück ist nur den Jungen er-